

kontrollfähigen Gute einer geltenden Wissenschaft' werden"²⁹? Eine ähnliche Problemstellung umkreist auch Gudrun M. König, wenn sie formuliert: „Die Analyse materieller Kultur bezeichnet eine Perspektive auf Kultur und nicht nur einen exakt abgrenzbaren Gegenstandsbereich; sie geht über das Identifizieren und Inventarisieren von dreidimensionalen Spuren und Relikten hinaus und zielt mit Hilfe des Interpretierens auf das Verstehen von kulturellen (Aus-)Prägungen. Die Untersuchung materieller Kultur [...] nutzt die Dinge als Türöffner für die Dechiffrierung historischen wie gegenwärtigen Alltagslebens.“³⁰ Für das hier versammelte Material aus dem Umkreis meiner Dissertation erschien die Aufforderung, ‚über die Dinge hinauszugehen‘ nicht nur lohnend, sondern als unbedingte Voraussetzung für eine Annäherung, da in den auf den Kanzler gerichteten Feuervorstellungen diese Überschreitung bereits selbst implizit war. In der Überschreitung hin auf eine umfassende Materialität des Kulturellen, wie sie hier mit Hilfe einer tiefenhermeneutischen Kulturanalyse bewerkstelligt wurde, reißen meines Erachtens zwei verschiedene Horizonte für die volkskundliche Kulturwissenschaft auf. Einen Horizont hatte ich weiter oben mit dem Begriff des Konkreten zu skizzieren versucht. Er beschreibt die unvollständige Herauslösung volkskundlicher Gegenstände aus den jeweiligen Gebrauchsweisen, denen sie entstammen. An volkskundlichen Objekten klebt eben jener sehr konkrete ‚Schmutz‘ im wörtlichen wie im übertragenen Sinne, der Faszination und Abwehr hervorrufen mag, in dem letztlich aber auch die sehr realen Problembezüge geborgen sind. Mit dem Affekt gegen das Konkrete ist insbesondere auch deswegen fachlich umzugehen, weil der zweite Horizont, der im ‚Hinausgehen über die Dinge‘ sichtbar wird, eine Überschreitung auf ein transdisziplinäres Forschungsgebiet vorschlägt. Der spezifische Beitrag einer volkskundlichen Kulturwissenschaft im interdisziplinären Austausch wären in diesem Zusammenhang nämlich nicht allein die Ergebnisse einer Sachkulturforschung, sondern auch die Einsichten in komplexe Symbolbildungsprozesse, die die volkskundlichen Gegenstände vor allem in ihrer Unabgeschlossenheit gegen das Konkrete gewähren – in einem Zustand, bevor die allesverschlingende Macht des Symbols, wie Jacques Derrida sie beschrieben hat, ihre Wirkung restlos entfaltet hat:

»Das Symbol? Eine große holokaustische Feuersbrunst, letztlich ein All-Brand, in den wir, zusammen mit unserem ganzen Gedächtnis, unsere Namen, die Briefe, die Photos, die kleinen Gegenstände, die Schlüssel, die Fetische, etc. hineinwerfen würden.« (Jacques Derrida: Feuer und Asche)

²⁹ Lichtblau, Klaus: Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende. Zur Genealogie der Kultursoziologie in Deutschland. Frankfurt a.M. 1996, 498 f. (Kursivsetzungen im Original).

³⁰ König, Gudrun M.: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Maase, Warneken (Hg.) 2003 (wie Anm. 1), 95–118, hier: 97.

Versuch über den Kaffeelöffel, in dem sich das Antlitz der Kultur spiegelt

Stofflichkeit bei Sigfried Giedion und Bruno Latour im Lichte der volkskundlichen Sachkulturforschung

Johanna Rolshoven

„In Wahrheit aber sind alle Dinge Konkretionen eines Milieus und lebt jede explizite Wahrnehmung eines Dinges von der vorgängigen Kommunikation mit einer bestimmten Atmosphäre.“¹

Prolog

Der Titel dieses Beitrags, ich gebe es gleich zu, ist der Vorwand für eine Gegenstandsbeschreibung, auf die sich im Folgenden mein Blick subjektiv und exemplarisch richtet. Die im Titel genannten Herren sind als fachfremde Gäste dazu geladen, mir dabei behilflich zu sein.

Welcher Stellenwert kommt der Stofflichkeit in der Kulturanalyse zu? An welche Referenzen und Fachtraditionen kann die empirische Kulturwissenschaft Volkskunde anknüpfen und: Wohin geht die Reise? Diesen Fragen soll gegenstandsübergreifend nachgespürt werden, unweigerlich rahmen sie das zentrale Erkenntnisinteresse: die Frage nach dem Aufschluss der Dinge über die Kultur?

Eine Hintergrundmelodie des Zeitthemas Stofflichkeit, das die Auseinandersetzung apostrophiert, ist zweifelsohne das Interesse der Gegenwart am Konkreten. In welchem Zusammenhang steht es mit den zeitgenössischen gesellschaftlichen Transformationsprozessen?

Die Bedeutsamkeit des Konkreten äußert sich in vielen Bereichen. Sie kann als eine Art des „zurück zu den Sachen selbst“² beobachtet werden, die derzeit an vielen Orten der wissenschaftlichen Produktion gepflegt wird. Die materielle (Waren)Kultur erlebt allgemein große Wertschätzung. Das muss uns als BewohnerInnen einer fortgeschrittenen kapitalistischen Warengesellschaft nicht verwundern. Nicht nur das Interesse an der Warenqualität nimmt wieder zu, sondern auch, ganz allgemein, das Interesse am Qualitativen. Das Konkrete, Einzelne, Erkennbare, Naheliegende, die vor noch nicht allzu langer Zeit dem pauschalen Verhaltensverdacht des Unwesentlichen, sprich Unwissenschaftlichen, anheimgefallen waren, sind wieder hoffähig. Konsequenterweise werden qualitative Methoden in den Sozialwissenschaften rehabilitiert oder sind auf dem Weg dahin³.

¹ Maurice Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966 [Paris 1945], 371.

² So die Formulierung von Edmund Husserl in: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie I, Husserliana III 1977,1, §42. Das «selbst» benennt die «Vorurteilsüberlegenheit», die im kulturwissenschaftlichen Zusammenhang nicht betont werden muss, weil hier keine Fundamentalontologie gepflegt wird.

³ Symptomatisch dafür ist die sich abzeichnende neue Methodenpolitik der nationalen Soziologiefach-

Biografische Ansätze, ein weiteres Beispiel des „Stofflichen“, kommen sowohl in alltagsweltlichen als auch in wissenschaftlichen Zusammenhängen wieder vermehrt zum Zug. Das Interesse am Menschen, am Sichtbarmachen der kulturellen Akteure wächst – je zahlreicher sie sind, die Menschen an ihren Lebensorten, desto weniger können sie einander kennen. Ein scheinbarer Nebenschauplatz dieser Entwicklung, sticht zunächst in Gestalt der medialen Illustrationspraxis ins Auge: Immer häufiger treffen wir auf Porträts, auf Menschengesichter (s. Abb. 1). Sie reichen in ganz unterschiedliche Bezirke: etwa die Knopp'sche Augenzeugenhistorie im Fernsehen, die aktuellen EGO-Shows oder auch Plakate und Flyer in der partizipativen Stadtentwicklung. Das Bild scheint eine neue Rolle in der Wiedergewinnung von sogenannter Bürger/innen/nähe zu spielen, sei es in Kunst- und Ausstellungskontexten und weiteren vielfältigen Zusammenhängen der medialen Gestaltung.

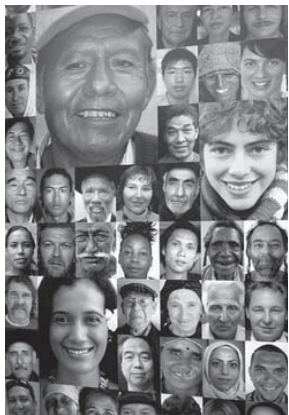


Abb.1
„Les Marseillais“. Die Einwohner von Marseille
(Photo eines Plakates in Marseille, JR 2010)

Schließlich begegnet uns das Stoffliche im Design, als Kultobjekt, als singuläres und authentifiziert erkennbares Ding. Emblematisch ist die millionenfach kopierte Handtasche, auf deren materialer Oberfläche sich die Initialen des Herstellers einschreiben und massenhaft verbreiten. Hier greifen materielle und immaterielle Stofflichkeit als Marker des Warencharakters kultureller Erscheinungen ineinander.

Diese unvollständige Aufzählung illustriert vorläufig das zeitgenössische Interesse an der Stofflichkeit. Das neue und legitime wissenschaftliche Interesse am Konkreten muss aber noch grundlegender abgeklopft werden, denn es gilt, epistemologisch zu unterscheiden: zwischen der Idee der Sache, ihrer phänomenologischen Stofflichkeit, das heißt den „Sachen selbst“, sowie der materialen und substantialen Stofflichkeit. In diesem Sinne wende ich mich zunächst, noch vor den Dingen selbst, dem Verhältnis von Stofflichkeit und Wissenschaft zu.

verbände in Deutschland, der Schweiz und Österreich. Übrigens greift diese kaum in den Raumwissenschaften: Sie sind auf ihrer spätmodernen Standortsuche dabei, sich zunehmend zu versozialwissenschaftlichen, vom Menschen wieder zu entfernen und quantifizierend selbst zu vergewissern.

Stofflichkeit und Wissenschaft

Die Sozialwissenschaften, sagt der Techniksoziologe Arno Bammé, haben sich „in ihrem Begriffs- und Aussagesystem von der Realität, auf die sie sich letztlich beziehen, gelöst“⁴. Ein solcher historischer Prozess konnte sich vollziehen, weil die Wissenschaft vier Dimensionen der Wirklichkeitsbetrachtung hinter sich gelassen habe: nämlich das Mündliche, das Besondere, das Lokale und das Zeitgebundene⁵. Ich ergänze diesen Katalog um das Stoffliche.

Die mit dem Interesse am Konkreten anhebende Gegenbewegung bezeichnet Bammé interessanterweise als „Rückkehr der Wissenschaft in die Gesellschaft“⁶. Sie bedeutet also die Rückkehr – ich schränke vorsichtshalber ein: der Sozialwissenschaften – zum Mündlichen, zum Besonderen, zum Lokalen, zum Zeitgebundenen⁷ und, zum Stofflichen.

Mit diesem Befund sieht sich die Volkskunde fraglos als Schlüsselwissenschaft des 20. Jahrhunderts positioniert. Denn ihr wissenschaftliches Feld wird von den genannten Dimensionen abgesteckt. Als passionierte Spezialistin von Restgrößen ist die Volkskundlerin von dem neuen Staunen über das Anfassbare, das Authentische, das Gesicht, den Menschen selbst nicht wirklich hingerissen, denn sie (oder er) haben sich ja nie wirklich vom Konkreten entfernt. Darin liegt das Unverwechselbare des Faches, das zugleich sein Stigma und, fachhistorisch, auch seine Krux ist. Die Kulturwissenschaft Volkskunde setzt seit ihren Anfängen am Stoff im Sinne der sichtbaren, greifbaren Materialität der Kultur an.

Heute, in der späten Moderne, erlaubt es der Volkskunde, ihre Routine im Umgang mit Sachen mit Hilfe ihres über Jahrzehnte erworbenen methodologischen Instrumentariums, die Bedeutungen kultureller Erscheinungen in immer komplexeren Zusammenhängen aufzuzeigen und den Dingen das ihnen zustehende Gewicht in der Kultur zuzumessen. Darum ist diese allgemeine Rückkehr zur Stofflichkeit der Kultur für die Volkskunde, gemessen an der früheren Auseinandersetzung mit Sachen und mit Sachlichem, auf den ersten Blick zumindest, ein Gemeinplatz. Wissenschaftsforschung und Sachkulturforschung, so können wir zwar nicht überrascht, aber immer wieder stauend feststellen, stehen in einem engen und aufschlussreichen Zusammenhang.⁸

Dieser Zusammenhang soll nun subjektiviert und am Beispiel einer ganz persönlichen Begegnung mit zwei Möbelstücken entwickelt werden. Beide befinden sich in den Räumlichkeiten unserer Wissenschaft: an der Universität. Sie sind Stoff als Möbel und Ding und zugleich Stoff der Wissenschaft, die wir treiben. Lassen wir uns bei dieser Betrachtung von zwei renommierten Persönlichkeiten helfen, die auch Reibungsfläche bieten – also ein ganz normaler Interpretationsversuch. Es handelt sich zum einen um

⁴ Arno Bammé: *Wissenschaft im Wandel. Bruno Latour als Symptom*. Marburg 2008, 7.

⁵ Bammé ebd. in Anlehnung an Toulmin, Stephen: *Kosmopolis. Die unerkannten Aufgaben der Moderne*. Frankfurt a.M. 1994, 60-64.

⁶ Bammé (wie Anm. 4), 8.

⁷ Toulmin, 298-307, zit. n. Bammé (wie Anm. 4), 9

⁸ Vor allem Stephan Beck hatte dies früh erkannt: *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungsrezepte*. Berlin 1997.

den Franzosen Bruno Latour, ein „mehrhäusiger“ Wissenschaftler, und zum andern um Sigfried Giedion, ebenfalls „mehrhäusiger“ Fachzugehörigkeit, zudem von uneindeutiger Nationalität. Bei beiden sind Faszination am Stofflichen und das Staunen über das Konkrete groß. Ich möchte sie kurz einführen.

Latour und Giedion

Bruno Latour (*1947) ist ein Zeitgenosse, er drängt sich auf⁹. Seine Bücher sind nicht leicht zu lesen. Man benötigt Übersetzungshilfen, wie das bei manchen großen Denkern der Fall ist: „Luhmann leicht gemacht“¹⁰, Adorno für Einsteiger¹¹, oder auch „Bourdieu für Historiker“¹². Es gibt einen Markt der Exegesen, der uns hilft, *richtig* zu verstehen. In ihm wird Wissenschaft stofflich.

Latour bezeichnet sich selbst als „Liebhaber der Wissenschaften“ und als „empirischen Philosophen“¹³. Ursprünglich kommt er aus der französischen Anthropologie, wie sich in Frankreich die Ethnologie Lévi-Strauss'scher Prägung nennt. Er arbeitet und positioniert sich heute im institutionellen Umfeld der Techniksoziologie und der Wissenschaftsforschung: zu „seinen“ homelands, der Technikanthropologie, die ihm doch so nahe liegt, hält er Distanz und ruft mit ihr sehr engagiert Hühnchen¹⁴. Mit viel eigenwerblichem Engagement und Selbststilisierung schreibt er gegen den Dualismus von Natur und Kultur an; er nennt dies, verkürzt gesagt „symmetrische Anthropologie“¹⁵ und meint damit, wenn ich mich nicht irre, fast dasselbe, was wir als die Anthropologie der eigenen Gesellschaft bezeichnen. Latour hat in manchen Kreisen Kultstatus und – ein interessantes Phänomen – seine Konjunktur ist in einem konkreten Angebot auf dem Theoriemarkt begründet: dem gebrauchsfertiges Paket einer Akteur-Netzwerk-Theorie, abgekürzt ANT, das viele, auch AbsolventInnen unseres Faches, erwerben möchten. Die Quintessenz seiner Ansätze, mit denen er einen sachkulturellen Funktionalismus mit einer animistischen Konnotation vertritt, ließe sich sehr verkürzt so darstellen: Dem, was zwischen Menschen und Dingen passiert, dem Hybriden, das sich nicht an-

⁹ Die ein wenig polemische Behandlung Latours verglichen mit Giedion mag eine Reaktion auf dieses Aufdrängen sein.

¹⁰ Margot Berghaus: Luhmann leicht gemacht: Eine Einführung in die Systemtheorie. Wien 2. Aufl.; vgl. «Bourdieu für Dummies»: <http://www.roxomatic.de/220/bourdieu-fuer-dummies> [Zugriff: 1.2.2011];

¹¹ Z.B. <http://www.lr-online.de/regionen/senftenberg/Adorno-fuer-Anfaenger;art1054,329497> [Zugriff: 1.2.2011]

¹² http://www.historicum.net/themen/klassiker-der-geschichtswissenschaft/a-z/art/Bourdieu_Pierr/html/artikel/2529/ca/ba4b93e167/ [Zugriff: 29.10.2010], n.b. Bourdieu als Klassiker der Geschichtswissenschaften!

¹³ Bruno Latour: Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin 1996 [Paris 1993].

¹⁴ Vgl. der etwas seltsame «Brief an meinen Freund Pierre», den Latour an die Redaktion der *Ethnologie française* mit der Bitte um Abdruck geschickt hatte: Bruno Latour: Lettre à mon ami Pierre (gemeint ist der frz. Technikanthropologe Pierre Lemonnier, JR) sur l'anthropologie symétrique. In: *Ethnologie française* 1, XXVI, 1996: Culture matérielle et modernité. Eds. Christian Bromberger, Martine Ségalen, 32-37. Brief an meinen Freund Pierre über die symmetrische Anthropologie. URL http://www.culture.gouv.fr/sef/revue/96_1/96_1_03a.htm [Zugriff: 23.02.2011]

¹⁵ Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt a.M. 1998 [Paris 1991].

fassen lässt, wird eine Stimme in der Wissenschaft verliehen. Das ist ohne Zweifel ein fundamentales Anliegen für Wissenschaft und Gesellschaft.

Der zweite Gewährsmann, Sigfried Giedion (1888-1968), ist im Vergleich zu Latour kein Zeitgenosse, er drängt sich nicht mehr auf. Giedion ist ein einfach zu lesender Wissenschaftler. Dass er vergessen wurde, hat mit dem Abreißen des Fadens zwischen erster Jahrhunderthälfte und Nachkriegsmoderne zu tun, jenes Fadens, mit dem die europäische und „international gebundene“¹⁶ Intelligenzija, die zwischen 1933 und 1945 aller Bürgerrechte und intellektuellen Legitimitäten beraubt worden ist, das gesellschaftliche Wissen hätte weiterspinnen können.

Giedion war Ingenieur und Kunsthistoriker. Von den 1930er bis 1950er Jahren war er als herausragender Protagonist in der Formierung der Architekturmoderne bekannt. Zu seinen vielfältigen Kompetenzen und Aktivitäten gibt es noch unendlich viel zu entdecken und zu erschliessen. Hans Magnus Enzensberger hat über ihn geschrieben: „Statt seine kunsthistorischen Kenntnisse [...] in die Seminare zu tragen, erweiterte er sie in den Ateliers der Surrealisten... Er war Forscher und Unternehmer, Techniker und Journalist, Organisator und Historiker, Reporter und Archäologe zugleich. Seine Tätigkeit muss die Professoren seiner Zeit gründlich erschreckt haben: denn sie bedrohte ihre heiligsten Grundsätze.“¹⁷

Aus heutiger Sicht war Giedion eine schillernde Allrounderfigur, die das moderne Design ebenso geprägt hat wie die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Wohnen im Rahmen der Architekt/innenausbildung. Er pendelte in den 1950er Jahren zwischen der Universität Harvard und der ETH Zürich, wo ihn Lehraufträge beschäftigten; die professorale Etablierung in einer gesicherten Position war ihm als Jude auch nach dem Krieg an keinem der beiden Orte möglich, auch wenn beide Institutionen sich heute rühmen, dass er Teil ihrer renommierten Geschichte gewesen sei.¹⁸

Giedions Jahrhundertwerk ist die „Herrschaft der Mechanisierung“¹⁹. Als Brücke zwischen Ingenieurs- und Kulturwissenschaft ist der dicke und heute als prächtiges Buch neu aufgelegte Band ein grossartiges Werk, das die „anonyme Geschichte“ der Mechanisierung erhellen will.²⁰ Das duale System von Natur- und Kulturwissenschaft, das er dank seiner Ausbildung in sich trug, war Stachel und Stoff seiner lebenslangen Auseinandersetzung. Wir haben damit mindestens zwei Momente vereint, die beide Gewährsmänner, Latour und Giedion, teilen.

¹⁶ Vgl. Walter Hasenclever: Prosa. Bd. 5. Ausgewählte Werke in fünf Bänden. Hg. Bert Kasties. Marbach 2004 [1939], 69.

¹⁷ Zitiert n. Henning Ritter: Die Schicksalslinie der Erscheinungen. Vorwort zu Sigfried Giedion: Die Herrschaft der Mechanisierung. Hamburg 1994 [Berlin 1982; Oxford 1948], VII-XXVI, hier: IX, XI.

¹⁸ Diese Behauptung (sie ist mutig, denn ich kann (noch) keine schriftlichen Indizien dafür anbringen), beruht auf den Aussagen eines Schweizer Architekten und Giedion-Schülers, mit dem ich 2007 in Zürich ein lebensgeschichtliches Interview geführt habe.

¹⁹ Giedion (wie Anm. 17).

²⁰ Gottfried Korff, Grand Seigneur der Sachkulturforschung und Giedion-Kenner, zählt zu den eher wenigen Fachvertretern, die sich mit Person und Werk intensiver auseinander gesetzt haben; vgl. Gottfried Korff: Esposizioni reali e esposizioni immaginarie. In: *Rassegna*, 25. Jg., 1986, 72-81.

Die Dinge sprechen zu uns

Zunächst will die Geschichte meiner Begegnungen mit Möbelstücken der besonderen Art erzählt sein, denn sie ist der Impuls dieser Auseinandersetzung mit Stofflichkeit.

Dingen wohnt das Vermögen inne, uns anzusprechen.²¹ Obwohl stationär, können sie einem unvermutet auf halbem Weg entgegen kommen²². So geschah es mit dem ersten Möbelstück, von dem ich berichte, einem aus den 1980er Jahren stammenden weißen, circa zwei Meter hohen Resopalschrank mit zwei verschließbaren Türen (s. Abb. 2). Diesen Schrank kannte ich als Studentin des Marburger Instituts für Europäische Ethnologie vor zwanzig Jahren. Als ich ihm vor drei Jahren als Gastdozentin wieder begegnet bin, hat mich sein Anblick erschreckt.

Das zweite Möbelstück ist eine bemalte Truhe aus Österreich, die ich in meiner regionalen Unwissenheit als Hochzeitstruhe interpretiere, weil sie alt und reich bemalt ist (s. Abb. 3). Ich bin ihr bei Dienstantritt 2009 in Graz in meinem jetzigen Arbeitszimmer begegnet – sie war schon da und hat gewissermaßen auf mich gewartet. Ihr Anblick – genauer: der ihrer Rückseite – hat mich in Erstaunen versetzt und zugleich entzückt. Diese Rückseite besteht nämlich aus einem vermutlich in der 1960er Jahren profan in die Truhe hinein gezimmerten Schreibtisch (s. Abb. 4). Damit wird sie für mich als außen stehende Betrachterin zur Antithese des Marburger Schrankes.



Abb. 2: Der weiße Resopalschrank in Marburg (Foto: Claus-Marco Dieterich 2011)

Abb. 3: Die schöne Truhe in Graz (Foto: Justin Winkler 2010)

Abb. 4: Die Truhe verkehrt: ein Schreibtisch (Foto: Justin Winkler 2010)

Ich habe versucht, der Nutzungsgeschichte beider Möbelstücke zu folgen. Meine erschreckende Begegnung mit dem Resopalschrank kann ich hier in aller Kürze schildern. Bei der Truhe bin ich noch nicht recht vorangekommen, da ihre Historie vom eigentlichen Thema ablenkt und in die Kulturgeschichte der Grazer Ordinariatenuniversität entführt – dies zu verfolgen würde hier zu weit führen und ist Stoff für ein eigenes Buch. Wichtiger erscheint es, hier zu fragen, was es mit solchen Dingbegegnungen auf sich hat. Ein Gegenstand kann einen ansprechen: Kennen wir nicht die „Responsivität“, den „Auf-

²¹ Vgl. Gernot Böhme: Atmosphäre. Frankfurt a.M. 1995, 157, zit. n. Udo Gösswald: Die Erbschaft der Dinge. In: Elisabeth Tietmeyer u.a. (Hg.): Die Sprache der Dinge. Münster 2010, 33-41; hier: 33.

²² Vgl. Karl-Sigismund Kramer: Zum Verhältnis zwischen Mensch und Ding. Probleme der volkskundlichen Terminologie. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 2-3, 1962, 91-101, hier: 92.

forderungscharakter“ der Dinge²³, als Museumsbesucherin, als Flohmarktgänger, als Konsumentin auf Shoppingtour oder als Erbe? Dinge können uns zart berühren – mit einer Erinnerung, einer Anmutung oder einer Menge anderer „altmodischer“ Regungen, die wir in der Regel nicht ausdrücken, über die wir kaum sprechen. Dinge können uns aber auch, ungeachtet ihrer Oberflächentextur, kalt lassen, sogar abstoßen – und sie können eigenwillig sein, sie lösen in uns etwas aus, es wohnt ihnen ein epistemischer Charakter inne²⁴, eine Verweiskraft auf etwas ausserhalb seiner selbst und außerhalb von uns.

Das Ding als Epistem: Schrankgeschichte



Abb. 5 Die materielle Grundlage der Cafépause (Foto: Claus-Marco Dieterich 2011)

Der Marburger Resopalschrank mit unscheinbarer weißer glatter Oberfläche steht unauffällig im Gemeinschaftsraum des Institutes. Er enthält alle notwendigen Utensilien für die Cafépause: Geschirr und Besteck, Teebeutel, Kaffeepulver, Tütensuppen, Servietten, Gewürze, Zucker und Salz... (s. Abb. 5) Er ist nützlich, redlich, zurückhaltend, möchte man meinen, nichts Schlechtes könnte man ihm nachsagen. Warum bin ich bei seinem Anblick trotzdem erschrocken? Weil ich ihn kaum wiedererkannte. Ich hatte ihn anders gekannt, von zentraler Bedeutung, auffällig und anstößig: Unter dem Namen „Frauenschränk“ hat er in den 1980er Jahren am Marburger Institut eine wichtige Rolle gespielt²⁵: Hier hatte sich Anfang der 1980er Jahre eine Frauenforschungsgruppe gebildet, die Raum für ihre inhaltliche Arbeit, Ressourcen und Partizipation beanspruchte und fachpolitische Ziele formulierte. Nach einigen Auseinandersetzungen wurde ihr schließlich ein Versammlungsrecht im Studentenraum zugestanden und, als Notlösung, die Anschaffung eines verschließbaren Schrankes.

Diese professionelle betriebliche und wissenschaftlich legitime Identität des Schrankes musste verteidigt werden; er/sie war stets unterschwellig in der Defensive. Der Schrank erregte Anstoß. Die männlichen Kollegen rätselten und witzelten über seine Inhalte, er blieb sperrig und erhielt Mahnmalsfunktion. Denn er stand – so interpretiere ich im Nachhinein – für die politischen Forderungen der Frauengruppe nach Repräsentanz im wissenschaftlichen Raum.

Diese professionelle betriebliche und wissenschaftlich legitime Identität des Schrankes musste verteidigt werden; er/sie war stets unterschwellig in der Defensive. Der Schrank erregte Anstoß. Die männlichen Kollegen rätselten und witzelten über seine Inhalte, er blieb sperrig und erhielt Mahnmalsfunktion. Denn er stand – so interpretiere ich im Nachhinein – für die politischen Forderungen der Frauengruppe nach Repräsentanz im wissenschaftlichen Raum.

²³ Vgl. Thomas Düllo: Material Culture – zur Neubestimmung eines zentralen Aufgaben- und Lernfelds für die Angewandte Kulturwissenschaft, 12. In: http://www.uni-magdeburg.de/didaktik/cms/upload/cont_content_1219679742/File/Habil_Schlussvortrag_MC.pdf (Zugriff: 10.2.2011)

²⁴ Gottfried Korff: Sieben Fragen zu den Alltagsdingen. In: Gudrun M. König (Hg.): Alltagsdinge. Erkundungen der materiellen Kultur. Tübingen 2005, 29-42; hier: 41.

²⁵ An anderer Stelle wurde er ausführlich geschrieben: J. Rotshoven: Der Frauenschrank. In: Antje van Elsbergen u.a. (Hg.): Ansichten, Einsichten, Absichten. Beiträge aus der Marburger Kulturwissenschaft. Marburg 2010, 17-33.

Sein Geschlecht verdankt der Schrank seinen Nutzungszusammenhängen, welche wiederum in den zeitgenössischen gesellschaftlichen Kontext eingebettet war. Dieser zeugte von Hoffnung und Aufbruch, von einer geschlechtergerechten Gesellschaft. Markante Frauenpersönlichkeiten prägten damals die Marburger Universität – heute wissen wir, dass sie allesamt Pionierinnen waren, in ihren Fächern ebenso wie in den akademischen Strukturen. Es war die Zeit der ersten Fraueninitiativen, Frauenbibliotheken, Frauenförderpläne; es entstanden eigene Räume, Bewusstsein, Methodologien, Epistemologien, kurz: Es war der Beginn der Genderforschung.

Der Schrank steht heute für diejenigen, die ihn damals kannten, für einen Zeitausschnitt, für ein Geflecht aus Personen, Intentionen, Ereignissen, Handlungen und Strukturen an einem Ort. Er markiert ein Stück Institutsgeschichte und offenbart dessen Textur von Lehr- und anderen Veranstaltungen, Arbeitsgruppen, FachvertreterInnen, DozentInnen und Studierenden, die heute längst AbsolventInnen mit je eigenen und eigenwilligen Lebensverläufen sind. Er bzw. sie (auch Latour vergisst ärgerlicherweise das Geschlecht der Dinge) stehen nicht für das Übliche konventioneller Wissenschaftsgeschichtsschreibung: die Strukturgeschichte der Institution mit grossen Namen, Buchtiteln, Ansätzen, „Schulen“, sondern für das Nahe, den Alltag.

Der wissenschaftliche Alltag ist eine vernachlässigte Kategorie. Wissenschaft als Produktionszusammenhang verschwindet mit ihren Akteurinnen. Betritt man dagegen den Produktionsort von Wissenschaft und befragt nicht nur Akteure, sondern lässt SachzeugInnen zu Wort kommen, dann werden Bedeutungen greifbar, ja sogar handgreiflich. Latour sagt, dass menschliche AkteurInnen und nicht-menschliche Wesen, die er als Aktanten bezeichnet, miteinander „Assoziationen“ eingehen, die wiederum zurückwirken und Mensch und Ding verändern, sogar Strukturen transformieren²⁶.

Dieser grundlegende Prozess, den auch die Sachkulturforschung postuliert, gilt ebenso für die Gegenstände des Wissenschaftshaushaltes, er gilt ebenso für jeden privaten Haushalt und er hat für jedes Museum Gültigkeit: Sie bergen sowohl das, was man herzeigt, als auch das, was man nicht herzeigt, das Exponierte und das in Laden und Schränken des Fundus Verborgene.

Für die Historie verschwinden diese Nebensachen und die ihnen anhaftenden Geschichten, die ihre „Beseelung“ ausmachen²⁷. Es verschwindet, wie in den Urlaubs-Fotoalben, das nicht ins Bild Passende, das Udenkbare und das Verlorene. Mehr noch: Es verschwindet der institutionelle und kooperative Alltagskontext, der aus Dingen, Handlungen, Worten besteht, aus Personen auf der Hinterbühne: MitarbeiterInnen, StudienabbrecherInnen, Gästen und Zaungästen..., aus Emotionen, Geschichten, Fotografien. Es verschwindet der Zusammenhang zwischen institutioneller Alltagserfahrung und wissenschaftlicher Erkenntnis²⁸. Von langer Dauer bleibt dagegen stets

das Zurechtgerückte: die Repräsentation, die Doxa des Denkkollektivs²⁹, die Historie. Halten wir uns einfach an die Stofflichkeit als Konstante aller Dingbedeutsamkeit³⁰ in dem vorliegenden Fall des „Frauenschranks“, dann können wir darin die *Memorie* lesen. Für sich genommen ist sie hier weniger interessant; bedeutsamer ist aber der Effekt der Transformation: Unser heroischer Frauenschrank von damals, der für so viel Erfochtenes und für Veränderung steht, muss als der banale Küchenschrank enden, als der er hergestellt worden war..

Wie verkraften wir das? Muss ich und mit mir meine Kolleginnen von damals die Schranktransformation – nach Jahren des Aufbruchs in die Institution – als Rückzug der wissenschaftlichen Frau in den häuslichen Bereich deuten? Sind das Ding und seine Botschaft dieser Bedeutung mächtig? Nein, nicht wirklich! Und zwar aus zwei Gründen: Zum einen ist da die beruhigende Botschaft der Grazer Truhe, die sich von der traditionellen Hochzeitstruhe zum originellen Schreibtisch gemausert hat – eine für die Truhe zweifellos schmerzhaft Transformation. Aber sie hat mit ihrer Verwandlung in die – rollenemanzipatorisch – umgekehrte Richtung in der *longue durée* die besseren Karten als der Resopalschrank, denn sie ist langlebiger, stabiler. Sie wurde geschaffen, um zu dauern! Ihre stoffliche Substanz, die warme Haut des schönen alten Holzes, ist ebenso wenig willkürlich wie es das sprachliche Zeichen ist.

Zum andern lehrt uns die Sachkulturforschung, dass es ein- und derselbe Schrank ist. Der Wechsel der Repräsentation ändert an ihm zunächst nichts. Vergleichbare Geschichten gibt es zuhauf. Nur eine ganz wunderbare sei erzählt, bevor ein Fazit fällig wird. Gaston Bachelard, der große Phänomenologe der Schubladen und Schränke, erwähnt sie in seiner „Poetik des Raumes“; er hat sie der Erzählung des provenzalischen Romanciers Henri Bosco entnommen.

Im Besitz von Herrn Benoit befindet sich ein Aktenschrank aus Eiche: „Jedes Mal wenn er an diesem massiven Möbelstück vorbeiging, betrachtete er es mit Wohlgefallen. Da wenigstens blieb alles fest und treu. Man sah, was man sah, man fasst an, was man anfasste. Die Breite drang nicht in die Höhe ein, und die Leere nicht ins Volle. Nichts, das hier nicht vorausgesehen, kalkuliert war, aus Zweckmässigkeitsgründen [...]. Und welches wunderbare Werkzeug! Es eignete sich zu allem. Es war ein Gedächtnis, es war eine Intelligenz. Nicht das geringste Schwimmende oder Flüchtige in diesem wohlgezimmerten Kubus. Was man einmal [...] hineinat, konnte man immer gleich wieder finden [...]. Achtundvierzig Schubladen! Darin lässt sich eine ganze wohlgeordnete Welt positiven Wissens unterbringen. [...] „Die Schublade“, sagte er manchmal, „ist die Grundlage des menschlichen Geistes.“. „Eines Tages aber zieht Herr Benoit eine Schublade seines „erhabenen Schrankes“ auf und entdeckt, „dass die Magd darin Mostrich und Salz, Reis, Kaffee, Erbsen und Linsen eingeordnet hat. Das denkende Möbelstück war zu einem Speiseschrank geworden“.³¹

²⁶ Vgl. Bruno Latour: Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie. Frankfurt a.M. 2001, u. a. 103-110.

²⁷ Karl-Sigismund Kramer: Dingbedeutsamkeit. Zur Geschichte des Begriffs und seines Inhalts. In: Hermann Maué (Hg.): Realität und Bedeutung der Dinge im zeitlichen Wandel. Werkstoffe: ihre Gestaltung und ihre Funktion (= Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums). Nürnberg 1995, 22-32; Kramer (wie Anm. 22), 99f.

²⁸ Vgl. Gert Dressel: Wissenschaftlicher Wandel durch biografische Erfahrungen? Zum Beispiel: Kulturwissenschaften und KulturwissenschaftlerInnen. In: Nikola Langreiter u. Margareth Lanzin-

ger (Hg.): Kontinuität, Wandel. Wien 2002, 209-234; hier: 215.

²⁹ Im Sinne der *doxa als das tacit knowledge* des wissenschaftlichen Feldes. Vgl. Pierre Bourdieu: Questions de sociologie. Paris 1984, 83; Ludwik Fleck: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt a.M. 1980 [1935]; Michael Polanyi: The Tacit Dimension. Chicago 2009 [1961].

³⁰ Vgl. Kramer (wie Anm. 22), 95.

³¹ Henri Bosco: Monsieur Carre Benoit à la campagne, zit. n. Bachelard, Gaston: Die Poetik des

Sie werden verstehen, liebe Leserin, lieber Leser, dass das Erschrecken, das Herrn Benoit beim Aufziehen der Schublade befiel, dem meinen im Anblick des Marburger Geschirrschranks nahe kommt.

Man darf behaupten, das liege in der Natur der Sache, denn Möbel seien ja bewegliche Güter, die gesellschaftsdynamischen Anpassungsprozessen unterliegen.³² Ohne diese Objekte „würden unserem inneren Leben die äusseren Modelle der Innerlichkeit fehlen. Gleich uns, durch uns, für uns haben sie eine Innerlichkeit.“³³ Zugleich sind sie als Werkzeuge und Gegenstände „Ausdruck grundsätzlicher Einstellungen zur Welt. Diese Einstellungen bestimmen die Richtung, in der gedacht und gehandelt wird.“³⁴

Nach dem Erschrecken also die Einsicht: Der Schrank ist gesellschaftlich und damit wandelbar. Selbst in seiner Stofflichkeit ist er ein Fragment; sein Sinn ergibt sich allein aus einer Zeit-Raum-Konstellation.

Die Erkenntnis: Die Dynamik der Dinge

Was sind nun Dinge? Welche Dimensionen wohnen ihrer Stofflichkeit inne? Dinge sind nicht allein Funktion und Zeitgeschmack geschuldete Form, sondern Material mit sinnlich wahrnehmbaren, spürbaren Eigenschaften, die zugleich physikalische Eigenschaften bezeichnen.

Es erscheint durchaus wichtig, danach zu fragen, welche Begriffe uns überhaupt zur Verfügung stehen, um zu bezeichnen, was zwischen Menschen und Sachen passiert. Haben wir es mit Subjektivationen oder Objektivationen der Kultur zu tun? Sollen wir die Dinge als „beseelt“ bezeichnen³⁵, als von einer „assoziativen Wolke“ umgeben³⁶, sind sie „Aktanten“ oder „nicht-menschliche Wesen“³⁷, „Episteme“ oder „Sinnpotentiale“³⁸, Semiphoren³⁹, gar Hybride⁴⁰? Die Begriffe sind in diesem Fall nicht nur wissenschaftliche Ansichtssache, sondern sie nutzen erst, wenn sie auf Sach-Geschichten bezogen werden; die Dinge und die Theoreme ihrer Er-Fassung erschließen ihre Wirklichkeit erst durch Hinschauen und Zuhören.

Jedes Volkskundemuseum sollte im Grunde, wie dies in Graz der Fall ist, ein Erzählcafé beherbergen, in dem Worte, Geschichten, Gesten, Empfindungen, Erfahrungen

Raumes. Frankfurt 1992 [Paris 1957], 93.

³² Vgl. Giedion (wie Anm. 17), 304.

³³ Bachelard (wie Anm. 30), 94.

³⁴ Giedion (wie Anm. 17), 20.

³⁵ Vgl. Kramer (wie Anm. 22), 99-100; Latour unterstellt da «Beseelung» der Dinge, wo er ihnen «anthropomorphe» Eigenschaften zuschreibt, vgl. insbesondere Bruno Latour: Ein Türschliesser streikt. In: ders. (wie Anm. 13), 62-83; die Ausführungen erinnern – religionsethnologisch betrachtet – an animistische Wissenschaftsauffassungen.

³⁶ Tamás Hofer: Gegenstände im dörflichen und städtischen Milieu. Zu einigen Grundfragen der mikroanalytischen Sachforschung. In: Günther Wiegelmann (Hg.): Gemeinde im Wandel. Volkskundliche Gemeindestudien in Europa. Münster 1979, 113-135; hier: 125.

³⁷ Latour (wie Anm. 26).

³⁸ Vgl. Korff (wie Anm. 24), 41; sowie Gottfried Korff: Die Kunst des Weihrauchs – und sonst nichts? In: ders.: Museumsdinge: deponieren – exponieren. Wien 2007, 101.

³⁹ Krystof Pomian: Der Ursprung des Museums. Berlin 1988, 49f., zit. nach Korff (wie Anm. 38), 102.

⁴⁰ Latour (wie Anm. 15), 18-21.

ausgedrückt, gesammelt und ausgetauscht werden; Erzählungen, die durch die Betrachtung von Gegenständen entstehen. Allein Geschichten, Narrative sind es, welche die Spanne zwischen Gegenständen und ihren Effekten erhellen. Nicht nur das: Dinge vermitteln Kontext, wenn wir sie zu lesen vermögen. Kontext ist eine Angelegenheit der *Memorie*⁴¹ und AgentInnen der Memorie sind Menschen und Dinge gemeinsam. Sie transportieren Vergangenes in die Zukunft. Das ist unser kulturelles Erbe und Gegenstand der Volkskunde.

Die Bedeutung der Dinge auf der Ebene der *Historie* ist nicht minder. Es ist wichtig, stets auch diese strukturelle Dimension im Auge zu behalten; folgen wir hier Giedion und knüpfen damit am Ende an die eingangs angedeutete epistemische Verbindung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft an:

„In den Händen der Physiker“, schreibt er, „mit der Entdeckung der Struktur und Wirkungsweise der Kräfte des Atomkerns, änderte sich die Auffassung über das Wesen der Materie und verlor ihren jenseitigen, transzendentalen Charakter. Der daraus folgende methodologische Wandel der modernen Physik hat Auswirkungen auf viele Bereiche menschlichen Wissens gehabt und ist zum Ausgangspunkt für neue, abstraktere Theorien geworden. Die Physiker drangen bis ins Innerste der Materie vor, genau wie die Künstler. Die Dinge wurden transparent, und ihr Wesen wurde durch andere Methoden als die der rationalen Perspektive enthüllt.“⁴²

„Jahrhundertlang wurden unsere geistigen Fähigkeiten darauf gerichtet, von Objekten, Materie und experimenteller Forschung auszugehen. Vergleichbar der Bauweise von Stahlbrücken, die, mit einem Ende in der Luft schwebend, aus der Erde emporwachsen, werden neue geistige Anschauungen Stück für Stück ohne das Gerüst philosophischer Systeme entstehen. Die Evolution, die sich von bloß materialistischen und mechanischen Vorstellungen entfernt, muss von der neugewonnenen Einsicht in die Natur der Materie und der Organismen ausgehen.“⁴³

Mit anderen Worten: das genauere Wissen über die Beschaffenheit der Dinge bis hinein in die unsichtbaren Strukturen hat unser Denken verändert und damit auch die Art und Weise wissenschaftlicher Betrachtung und Theoriebildung. Das ist Giedions Kerngedanke, der sich durch die „Herrschaft der Mechanisierung“ hindurch zieht und von ihm unter anderem an Möbelstücken, an den beruflichen Fertigkeiten eines Tapezierers und anderen luziden Miniaturen exemplifiziert wird.

So betrachtet sind die Dinge die einzig verlässlichen Informantinnen zu den Unzuverlässigkeiten der Kultur wie denen der Wissenschaftsproduktion – hier können wir Latour recht geben. Dinge sind Sachzeugen, die stumm und ungefragt zugeschaut und Erinnerungen aufgenommen haben. Sie führen hin zu den „unsichtbaren Eigenheiten der Kultur“⁴⁴. Im Statischen ihrer Materialität verbirgt sich höchste Dynamik. Dem

⁴¹ An Utz Jeggles wichtigen Aufsatz muss immer wieder erinnert werden: Utz Jeggle: Memorie und Historie. Zur Arbeit des Erinnerens. In: Christian Giordano (Hg.): Kultur anthropologisch. Frankfurt a.M. 1989, 343-360.

⁴² Vgl. Giedion (wie Anm. 17), 772-773.

⁴³ Ebd. 774.

⁴⁴ Gudrun M. König: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase u. Bernd Jürgen Warnken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln u. a. 2003, 95-118; hier: 118.

entspricht auch Giedions Botschaft, die er uns <mit dem Kaffeelöffel> vermittelt – jenem Kaffeelöffel aus seinem wohl berühmtesten Zitat:

„Auch in einem Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne. In ihrer Gesamtheit haben die bescheidenen Dinge [...] unsere Lebenshaltung bis in ihre Wurzeln erschüttert. [...] Die langsame Ausformung des täglichen Lebens ist ebenso wichtig wie die geschichtlichen Explosionen, denn ihr Zündstoff hat sich im anonymen Leben aufgespeichert.“⁴⁵ „Fragmente von Dingen des Alltags“ genügen, sagt er, „um den Gehaltsinhalt einer Epoche mitzuteilen“⁴⁶.

Die Struktur, in Gestalt der Historie etwa, ist den Dingen immanent; sie macht ihre „Dingbedeutsamkeit“ aus⁴⁷, doch erst durch die Handlung wird sie in ihrer fundamentalen Historizität erkennbar, erst durch Veränderung erhellt sich Kontext. „The things-in-motion illuminate their human and social context“: Wir müssen den Dingen ‚folgen‘, ihre Bedeutungen sind in ihre Form, in ihren Gebrauchsweisen und Trajektorien, den Lebenswegen, eingeschrieben⁴⁸. Dinge in ihrer Stofflichkeit sind „Materialien, die den Kulturprozess durchlaufen haben, die alltagskulturell instrumentalisiert und operationalisiert waren und in denen deshalb Leben inkorporiert ist.“⁴⁹

Wollen wir dem Frauenschrank eine Identität als <Aktantin> zugestehen, eine eigene „Moralität“ und einen eigenen „Zeitgeist“, dann können wir uns in dieser Angelegenheit auf die Sachkulturforschung berufen, die namentlich von Gudrun König und Gottfried Korff mit sicherer Hand stets neu an den Gegenwartsfragen aufgerieben und differenziert wird. Die Volkskunde ist als Wissenschaft nahe an der Gesellschaft; sie hat, bildhaft gesprochen, das richtige Schuhwerk, um Giedion zu folgen und sich in Richtung eines überlegten und theorieleitenden Begriffs der Stofflichkeit weiterzubewegen. Die Kenntnis der materialen Funktionsweisen der Dinge ist Voraussetzung einer reflexiven kritischen Sachkulturwissenschaft. Mensch-Ding-Beziehungen sind Systeme, in denen sich Bedeutungszuschreibungen „an Gestalt, Funktion und Stoff der Dinge“ heften⁵⁰. *Nur* Dinge oder *nur* Diskurse reichen nicht. Erst miteinander verbunden und im Austausch eines deklarierten Erkenntnisinteresses mit einer forschenden Passion sind sie wegweisend.

„Mit der Kultur auf ihrem Rücken geraten die Dinge zum Instrument der Kulturanalyse.“⁵¹

⁴⁵ Giedion (wie Anm. 17), 19f.

⁴⁶ Ebd. 19.

⁴⁷ Kramer (wie Anm. 21); Gottfried Korff: Ein paar Worte zur Dingbedeutsamkeit. In: Kieler Blätter für Volkskunde 32, 2000, 21-33.

⁴⁸ Arjun Appadurai: Introduction: commodities and the politics of value. In: idem (ed), *The social Life of Things*. Cambridge u.a. 1986, 3-63; hier: 5.

⁴⁹ Korff (wie Anm. 38), 102.

⁵⁰ Korff (wie Anm. 47), 31.

⁵¹ König (wie Anm. 44), 96.

Handhaben und Teilhaben: Dingpraktiken in der naturhistorischen Amateurwissenschaft. 1870-1930.

Tobias Scheidegger

Standort

In der naturinteressierten Publizistik des ausgehenden 19. Jahrhunderts – in Zeitschriften von Alpenclubs, Pflanzenschutz-Vereinigungen, Naturforschenden Gesellschaften – ist häufig von so genannten „Liebhavern“ der Tier- und Pflanzenwelt die Rede. Je nach Standpunkt werden dieselbigen beschrieben als idealistische Kenner und Erforscher heimatlicher Naturpracht oder auch, mit zunehmendem Aufkommen des Naturschutzgedankens, als rücksichtslose Frevler an der Schöpfung. Mit gemischten Gefühlen wird in einer Pflanzenschutz-Zeitschrift aus dem Jahre 1890 festgehalten, wie das Sammeln von Blumen zu einem eigentlichen Volkssport herangewachsen sei:

„In früheren Jahren sah man nur selten einen Herrn mit einer Botanisirbüchse auf dem Rücken die Gegend durchstreifen. Auch genirte man sich, mit diesem ungewohnten Anhängsel auszugehen und war jeweilen froh, wenn man eine abgelegene Gegend erreicht hatte, wo man den neugierigen Blicken der Menge entzogen war. [...] Heute ist das ganz [sic] anders geworden. Truppweise rücken die jungen Botaniker ins Feld. Das Publikum ist längst an den Anblick der grünen Blechbüchsen so gewöhnt, dass es kaum mehr darauf achtet; ja, jedes Kind trägt eine solche auf dem Rücken, wenn es am Sonntag mit seinen Eltern einen Ausflug ins Freie macht [...]“¹

Diese Liebhaberei des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts als eigenständige Form populärer Wissensproduktion ist für den deutschen Sprachraum bis anhin nicht eingehend aufgearbeitet worden. Eine gewisse Nähe zur Thematik weisen allenfalls noch Untersuchungen zur Wissenschaftspopularisierung im besagten Zeitraum auf. Mit ihrem Fokus auf popularisierende Publizistik und Rezeptionsweisen bilden sie zwar gleichsam den intellektuellen Hintergrund des wissenschaftlichen Amateurismus ab, verfehlen aber zugleich einiges; vorab diejenigen Handlungsweisen, die über textuelle Praktiken hinausgehen².

¹ H(ermann) Fischer-Sigwart: Beiträge zur Ausbreitung der Pflanzenschutzidee in der Schweiz. In: Bulletin de l'Association pour la protection des plantes, Bd. 7, 1889, 11-16, hier: 11.

² Die diesbezüglich wegweisende Publikation *Wissenschaftspopularisierung im 19. Jahrhundert* von Andreas W. Daum (München 1998), besticht zwar durch faktenreiche Darstellung des ideell-politischen Rahmens sowie des publizistisch-institutionellen Umfeldes der Wissenschaftspopularisierung und Amateurwesens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, lässt aber eine Darstellung der konkreten Wissenschaftspraktiken der je individuellen Amateure vermissen. Ähnliches gilt für Carsten Kretschmanns Untersuchung *Räume öffnen sich* (Berlin 2006), welcher mit seinem Fokus auf naturhistorische Museen einen wichtigen Schauplatz der Wissenspopularisierung im 19. Jahrhundert beleuchtet – und zwar explizit unter der Perspektive musealer *Praktiken* – durch diese Fokussierung auf institutionalisierte Wissensräume jedoch nicht wesentlich auf *Amateurpraktiken* eingeht. Größere Aufmerksamkeit finden diese liebhaberischen Handlungsweisen in Elizabeth Kee-